

abgestürzt war.

An unserem letzten Abend beim Inder aß Uwe kaum etwas. »Du weißt, dass du zu mir kommen kannst«, sagte ich. »Ich weiß. Wenn ich hier rausfliege, komme ich zu dir«, antwortete Uwe und schwieg einen Moment. »Aber du willst mich ja kontrollieren.« Er grinste. »Das würde dir vielleicht ganz guttun«, gab ich, halb im Scherz, zurück. »Das könnte dir so passen«, lachte Uwe. Es war ein Lachen ohne Fröhlichkeit. Es hatte nichts mehr von dieser Ausgelassenheit, mit der Uwe früher losprustete.

Als der Kellner die Rechnung brachte, gab ich ihm ein großzügiges Trinkgeld. »Du musst ja Geld haben«, sagte Uwe beim Rausgehen. Auf die Idee, dass das Trinkgeld ein Dankeschön dafür war, dass der Kellner uns nicht die Tür gewiesen hatte, kam er nicht. Darüber war ich froh.

Wir gingen zum Kiosk, kauften Tabak und Blättchen. »Das ist meine reiche Schwester«, stellte er mich dem Mann hinterm Tresen vor. Mir war das peinlich. »Red keinen Mist, ich muss für mein Geld arbeiten«, wiegelte ich ab. Doch wir lachten, waren bester Laune. Draußen auf der Straße hakte Uwe sich bei mir unter. »Wenn ich hier schon mal mit so ner schönen Frau unterwegs bin.« Arm in Arm gingen wir in der Dunkelheit zur U-Bahn.

Uwes Drogensucht hatte uns auseinandergetrieben, lange war Funkstille gewesen. Aber an diesem Abend waren wir so vertraut, als hätte nie etwas zwischen uns gestanden.

Uwe erzählte, dass seine Zimmernachbarin aus dem Wohnheim geflogen sei. Sie hatte einen Mitbewohner mit dem Messer bedroht, weil er das frisch geputzte Klo dreckig hinterlassen hatte. »Das ist doch eine angemessene Maßnahme. Männer lernen es sonst doch nie«, scherzte ich, um nicht darüber nachdenken zu müssen, in welcher raueren Welt mein kleiner Bruder lebte. Seine Nachbarin sei Fotografin gewesen, erzählte Uwe weiter. Ihr Ex habe sie beim Hauskauf um viel Geld betrogen. So sei sie abgerutscht.

»Bist du in sie verliebt«, fragte ich indiskret. Uwe bewegte seinen Kopf sachte, ein verunglücktes Nicken, vielleicht. Wieder war da diese Traurigkeit, als würde er seine Tränen hinunterschlucken. »Sei keine Memme«, hatte mein Vater ihn früher zusammengestaucht, wenn er weinte.

Doch nur einen Moment später, als wir die Treppe zur U-Bahn hinuntergingen, klang seine Stimme wieder fest. »Immer schön in der Mitte gehen«, ermahnte er mich unten auf dem Bahnsteig. Er war mir einen Schritt voraus, lief in seinen orthopädischen Schuhen erstaunlich gut.

»Hier ist neulich einer vor die U-Bahn geschubst worden, den kannte ich.«

Wieder schwieg ich, hakte nicht nach, weil ich mir das Fragen vor langer Zeit abgewöhnt hatte. Uwe erzählte nicht gerne. Und wenn, konnte man nicht sicher sein, ob seine Geschichten stimmten.

Unten auf dem Bahnsteig öffnete ich mein Portemonnaie. Uwe grinste. Ich drückte ihm zwei Geldscheine in die Hand – einen Fünfer und einen Zehner. Oft hatte ich mir geschworen, meinem Bruder kein Geld mehr zu geben. Und tat es doch immer wieder, hoffte, dass er sich vielleicht was zu Essen kaufen würde, obwohl ich nicht recht daran glaubte. Für zehn Euro kriegt man am Kottbusser Tor schon eine Kugel Heroin. Wahrscheinlich versuchte ich auch, mein Gewissen zu beruhigen.

Das Grollen im Tunnel kündigte die U8 an, angeblich »Deutschlands gefährlichste U-Bahn«. Wir umarmten uns, drückten uns, so meine ich mich zu erinnern, einen Moment länger und fester als sonst. Dann stieg ich ein. »Kerstin, wenn du mal ein Handy übrig hast«, rief Uwe. »Kerstin, ein Handy.«

Keine Ahnung, wie viele Handys meine Mutter und ich ihm schon geschenkt hatten. Uwe winkte, warf mir einen Handkuss zu. Ich küsste zurück. Es dröhnte drei Mal, dieser fiese Warnton. Krachend fielen die Türen zu.

»Haben wir Schnaps?«, fragte ich meinen Mann, als die Polizisten gegangen waren. Dann wählte ich Mutters Nummer in Spanien. »Mama«, zitterte meine Stimme. »Du musst jetzt tapfer sein.«

»Was ist?«

»Uwe ist tot. Die Polizei war gerade hier.«

»Oh, nein«. Ich hörte ihr Schluchzen, sagte ihr noch das Wenige, das ich von der Polizei erfahren hatte. Dann legten wir auf, weil unsere Stimmen versagten.

Kurz nach Mitternacht, ich hatte geweint, Fotos von Uwe aus der Schublade gekramt und fast eine Flasche Rotwein getrunken, wollte ich meinen Schmerz in die Welt hinausschreien. Um kurz nach Mitternacht postete ich auf Facebook: *»Gestern gegen 21.30 Uhr klingelte es an der Tür. Zwei Polizisten kamen die Treppe hoch. Ich ahnte Schlimmes. Und richtig. Mein Bruder Uwe war tot in seiner Berliner Wohnung gefunden worden. Ich bin unendlich traurig. Ich will, dass ihr das wisst. Für den Fall, dass ihr mich in den nächsten Tagen trifft und euch fragt, warum ich so verheult aussehe. FUCK YOU, DROGENDEALER DIESER ERDE. FUCK YOU.«*

Trauerfeier

Als der Wecker am nächsten Morgen um Viertel vor sechs klingelte, hatte ich nicht geschlafen, war nur, benebelt vom Rotwein, kurz weggedöst. Wie elend ich mich fühlte, kann ich nicht beschreiben. Irgendwie schaffte ich es aus dem Bett und unter die Dusche. Griff in den Kleiderschrank, fuhr ins Büro und wunderte mich, dass ich ankam.

Die Facebook-Nachricht war eine gute Idee gewesen. Ich musste niemandem erklären, warum ich so schlecht aussah. Meine Kolleginnen und Kollegen umarmten mich auf dem Flur oder im Fahrstuhl. Das Angebot meiner Ressortleiterin, zu Hause zu bleiben, schlug ich aus. Was sollte ich dort? Rotwein trinken und heulen?

In den nächsten Tagen funktionierte ich wie ein Roboter, ging zur Arbeit, versuchte, mich zu konzentrieren, doch immer war da dieser Schmerz in der Brust. Draußen war es düster, kalt und grau. Februar halt. Als Norddeutsche ist man Demut in Sachen Wetter gewohnt. Doch in den Tagen nach Uwes Tod setzte mir die Dunkelheit zu.

Meine Mutter hatte sich sofort auf den Weg nach Deutschland gemacht. Am Telefon erzählte sie mir, dass Uwe sie einen Tag vor seinem Geburtstag angerufen habe. »Ich wollte nur mal deine Stimme hören«, hatte er gelallt. Seltsam. An seinem Geburtstag erreichte sie ihn gegen Mittag, gratulierte ihm. »Ich knall mir jetzt einen. Und wenn's vorbei ist, ist auch gut«, sagte er und lachte. Mein Mutter hielt es für einen schlechten Scherz. Jetzt, da Uwe tot war, bekamen seine Worte eine Bedeutung. Hatte er sich umgebracht?

Meine Mutter war zu durcheinander, um die Bestattung zu organisieren. Mir dagegen tat es gut, es lenkte mich ab.

Ich wollte eine kleine Trauerfeier für Uwe ausrichten. Pepsi, Uwes alter Schrauberkumpel, der vor Jahren mit mir den letzten Versuch unternommen hatte, ihm ein cleanes Leben zu ermöglichen, wollte sich von Uwe verabschieden. Er hatte meinen Facebook-Post gelesen und sich gemeldet. Miriam, die Sozialarbeiterin aus dem Obdachlosenheim, schrieb mir: »Wir sind alle sehr betroffen, da wir Uwe im Laufe der Jahre doch sehr ins Herz

geschlossen haben. Sein üblicher Spruch zu mir: »Gaar nischt loos«, wird mir, glaub ich, immer in Erinnerung bleiben«.

Trotz der Vorbereitungen, die ich traf, konnte ich noch immer nicht begreifen, dass Uwe tot war, fühlte mich wie im Film, sah, wie er mir an der U-Bahn einen Handkuss zuwarf. Ich wollte, ja ich musste ihn noch ein letztes Mal sehen.

Im Internet suchte ich nach alternativen Bestattern. Mit Unbehagen dachte ich an die Trauerfeier meiner Großmutter Helene vor über 20 Jahren. Der Pfarrer nutzte die Beerdigung als Bühne für seine göttliche Botschaft, die niemand hören wollte. Seine Rede hatte nichts mit Helene zu tun. Sie war über 90 geworden, hatte zwei Weltkriege überlebt, früh geheiratet, nachdem ihre große Liebe, ein Taucher, ertrunken war. Sie bekam vier Kinder, von denen drei überlebten, putzte auf der Werft und anderswo. Ihr Leben war Kampf. Mit einem Ehemann, der sie schlug und das Geld versoff. Ein beengtes Frauenleben.

Vielleicht interessierte sie sich deshalb so für Politik, wählte SPD und nie eine andere Partei, bekam Bauchschmerzen, als ich geboren wurde, zeigte meine Geburt als »Putzfrau« beim Standesamt an, was mein Vater Jahre später mit einem schwarzen Edding vertuschte, weil er sich für den Beruf seiner Schwiegermutter schämte. Und verhindern wollte, dass ich als Enkelin einer Putzfrau Nachteile bekommen würde. Es war die Zeit, in der im Klassenbuch noch die Berufe der Väter notiert wurden.

Meine wunderbare Großmutter erzählte mir später vom Hunger und Todesangst im Luftschutzbunker. Dass es »nie wieder Krieg« geben dürfe, bleute sie mir ein, lange bevor ich wusste, wer Käthe Kollwitz war.

Kurz vor ihrem Tod hatte ich sie im Krankenhaus besucht. Da lag sie schon im Sterben, konnte nicht mehr sprechen, aber in ihren Augen lag eine seltsame, wissende Zuversicht. Ich hatte das Gefühl, dass sie mich erkannte. Und mir sagen wollte: »Ich gehe jetzt, das ist in Ordnung. Mach's gut.« Noch heute tröstet mich der Gedanke an diese letzte Begegnung.

Ihre Trauerfeier, ein paar Tage später, hatte dagegen nichts Tröstliches. Auch weil wir uns an ihre Anweisungen gehalten hatten. Keine Blumen. Die gehörten in die Erde. Und nur in die Vase, wenn sie abgeknickt waren. Diese Trauerfeier war so trist, obwohl überraschend viele Leute gekommen waren. Nur Uwe nicht, weil wir gerade mal wieder nicht wussten, wo er steckte, nicht mal eine Handynummer hatten. Vielleicht wäre er sogar gekommen; Helene hatte ihn mehrmals aufgenommen, als er in seiner Drogensucht nicht wusste, wohin. Bis sie ein Messer in seinem Zimmer gefunden und sich bald danach einen Platz im

Altenheim gesucht hatte.

Ihre Urne wurde, weil sie es so gewollt hatte, anonym in einem Gräberfeld beigesetzt. Wenn ich mir vorstelle, wo sie liegen könnte, fällt mir die Zeile eines Gedichtes von Else Lasker-Schüler ein. »Seit du begraben liegst auf dem Hügel ist die Erde süß.« Sie wollte kein Aufhebens um sich machen. Das war es.

Ihre Trauerfeier hatte ich anderen überlassen. Bei Uwe wollte ich es besser machen.

»Lebensnah« – was für ein Name für ein Unternehmen, dessen Geschäftsmodell der Tod ist. Als ich die Seite anklickte, erinnerte ich mich an das Porträt über den Firmengründer in der »Süddeutschen Zeitung«, das ich vor einiger Zeit gelesen hatte. Eric Wrede war Musikmanager gewesen, bis er sich die Sinnfrage stellte und Bestatter wurde. Ein Anruf, eine Vollmacht per Mail, und ich musste mich um nichts mehr kümmern. Konnte es auch gar nicht. Der Schmerz war zum Nerv durchgedrungen. Uwe war tot. Mein kleiner Bruder. Ich würde ihn nie wieder sehen. Nie wieder mit ihm lachen. Würde ihn nicht mehr retten können. Es war zu spät.

Dass Uwe irgendwann an seiner Drogensucht sterben würde, hatten wir seit Jahren befürchtet, auch wenn es jetzt überraschend geschehen war und sehr weh tat.

»Bei BtM-Verdacht wird in Berlin grundsätzlich obduziert«, erklärte mir der Kripobeamte am Telefon nüchtern im Ton, wenn man überhaupt nüchtern berlinern kann.

Ich kaufte eine schwarze Jeans, einen schwarzen Hoodie, Wollsocken, ein T-Shirt und sogar Unterwäsche für Uwe.

In seinem Zimmer hatte Miriam außer ein paar Büchern »nichts wirklich Persönliches« gefunden. Auch den beige Teddy nicht, den Uwe als Baby bekommen und ewig mit sich rumgeschleppt hatte. »Die Kleidung haben wir komplett entsorgen müssen. Da war nichts zu retten«, schrieb Miriam. Nichts Persönliches. Auch keine Fotos. Uwe hatte Bilder von sich im Heim herumgezeigt. Ein Foto, das ihn im Urlaub in Ungarn am Plattensee zeigte. Lange, bevor er drogensüchtig geworden war. Mit nacktem Oberkörper auf einem Tretboot, braungebrannt, das Haar bleich von der Sonne. Die Arme, muskulös von der Arbeit in der Werkstatt, lässig gekreuzt. Wo war dieses Bild, auf das Uwe so stolz war? Seltsam. Hatte er alles weggeworfen und sein Leben abgewickelt?

Als ich die Musik für die Trauerfeier aussuchte, verweinte ich einen